

Leseprobe aus:
Lana Atakisieva
Nachtschicht in Neukölln



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2021 hanserblau in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

hanserblau

hanserblau

LANA ATAKISIEVA

**NACHTSCHICHT
IN NEUKÖLLN**

EINE POLIZISTIN ERZÄHLT

hanserblau

EDITORISCHE NOTIZ

Die Geschehnisse und die Polizeieinsätze, die ich in diesem Buch schildere, habe ich erlebt. Allerdings habe ich in meinen Erzählungen Details wie Altersangaben oder Orte verändert, um die Bürgerinnen und Bürger, die mir begegnet sind, zu schützen. Auch die Namen meiner Freundinnen und Freunde sowie Kolleginnen und Kollegen wurden geändert und Prozesse stellenweise verkürzt.

Der hier vorliegende Text bildet nicht die Meinung der Polizei ab sondern der Privatperson Lana Atakisieva.

Der Text enthält diskriminierendes Vokabular im Kontext der handelnden Personen, spiegelt jedoch nicht die Meinung der Autorin oder des Verlags wider.

1. Auflage 2021
ISBN 978-3-446-27114-2
© 2021 hanserblau in der
Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München
Unter Mitarbeit von Friederike Brost
Umschlag: ZERO Werbeagentur, München
Foto: Lana Atakisieva, 2021 © Paula Winkler
Satz: Sandra Hacke, Dachau
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Für meine Eltern und
meine Schwester Sevana

INHALT

Prolog	9
1 Das gelobte Land	17
2 Die Nacht und die Straße	34
3 Eine andere Welt	42
4 Gefangen	54
5 Fifty-fifty	61
6 Toilettenterror	78
7 Verboten	87
8 Nirvana	98
9 Ein Verdacht	107
10 Die Entscheidung	112
11 Aus dem Fenster	119
12 Hinter der Fassade	126
13 Eine heimliche Katastrophe	131
14 Stark bleiben	137
15 Der Mann mit dem Messer	145
16 Trotzdem	153
17 »Ich bin Ghetto«	167
18 Die Neue	173
19 Vaterliebe	189
20 Eine von uns	195
Epilog	205
Danksagung	207

PROLOG

»Wir kommen jetzt rein«, sagt Ferhat. Er klingt sehr entschieden. Tobias, Sema und Julian tauschen Blicke aus. »Achte auf das Mädél in der Küche«, flüstert Tobias mir ins Ohr, und dann gehen wir rein.

Jetzt sehe ich sie. Sechzehn oder siebzehn, ein zartes Gesicht, kein Kopftuch auf den schwarzen Haaren. Das verwundert mich nicht, die Familie hat nicht mit Besuch gerechnet, schon gar nicht mit fünf Polizistinnen und Polizisten. Der Vater wollte uns erst gar nicht reinlassen, weil seine Frau und Tochter ihre Köpfe nicht bedeckt hielten, wie es sich eigentlich gehört, wenn fremde Männer sie sehen. Er hat uns auch gebeten, die Schuhe auszuziehen, so ist es in vielen muslimischen Haushalten, um den Boden, auf dem gebetet wird, sauber zu halten. Wir müssen unsere Stiefel allerdings anbehalten, um jederzeit einsatzbereit zu sein.

Das Mädchen verschwindet fast hinter dem breiten Rücken des Vaters und gibt keinen Ton von sich. Aber ich sehe ihre Augen und bin sofort alarmiert – die pure Angst. Sie sieht aus, als würde sie im nächsten Moment umkippen. Ihr Vater steht vor ihr wie eine Mauer.

»Wir möchten gerne kurz mit Ihrer Tochter sprechen«, sage ich.

»Warum? Ihr geht es gut. Ich verstehe nicht, was das soll.« Maximale Härte liegt plötzlich in seiner Stimme.

Doch die junge Frau, die den Notruf gewählt hat, hat dem Kollegen gesagt, sie fürchte um ihr Leben – und jetzt sind wir hier, um unseren Job zu machen.

»Wir möchten uns einfach vergewissern, dass alles in Ordnung ist«, erkläre ich dem Mann, der in T-Shirt und Pluderhose vor mir steht. Mir fällt ein, dass ich ihn erst letztens gesehen habe. Er war einer der Beteiligten eines Verkehrsunfalls, den ich aufgenommen habe. Nach einigen Jahren auf diesem Abschnitt sehe ich oft Gesichter, die ich schon kenne, Menschen, denen ich bereits begegnet bin. Er spricht perfekt Deutsch.

Die Kollegen unterhalten sich mit ihm. Sema schließt die Küchentür und lächelt das Mädchen an, wir setzen uns. Meine türkische Kollegin hat warme braune Augen, und obwohl die Uniform, die Schutzweste, die Pistole und der Rettungsmehrweckstock, auch Tonfa genannt, nicht gerade flauschig wirken, strahlt sie Freundlichkeit aus. Sie hat die Gabe, dass Menschen sich in ihrer Anwesenheit sicher fühlen und ihr vertrauen. Manche denken, als Polizistin müsste man übermäßig ernst und streng sein, gerade als Frau, aber das stimmt nicht. Vertrauen und Mitgefühl wirken wie ein beruhigender Zaubertrank.

»Setz dich erst mal hin«, sage ich zu dem Mädchen. »Du erzählst uns, was los ist, und wir tun unser Bestes, um dir zu helfen.«

Sie hört endlich auf zu zittern und schaut mich an. »Bitte schreiben Sie keine Anzeige gegen meinen Vater«, fleht sie.

»Das kann ich dir leider nicht versprechen, denn das hängt davon ab, was passiert ist. Wir sind hier, um dir zu helfen«, erkläre ich. »Du hängst sehr an deinen Eltern, oder?«

Sie schluchzt und nickt.

Ich stehe auf. Einer der Küchenschränke ist geöffnet. Die Gläser sind fein säuberlich nach Art und Größe geordnet. In dieser Küche liegt nirgendwo ein Staubkörnchen herum. Kurz denke ich

daran, dass vermutlich die Mutter und die Tochter hier für Ordnung sorgen.

Ich nehme ein Glas, drehe den Wasserhahn auf, befülle es und stelle es vor dem Mädchen ab. Sie trinkt zwar einen Schluck, aber sie sagt nichts. Ihr Gesicht verzieht sich und sie legt eine Hand auf ihren Magen, atmet stoßweise. Es ist nicht zu übersehen, dass sie Schmerzen hat.

»Ist etwas mit deinem Magen?«, frage ich.

Sie nickt.

»Hast du das öfter?«

Sie nickt wieder.

»Warst du mal beim Arzt?«

Jetzt schüttelt sie den Kopf.

»Meine Eltern haben nie Zeit, und alleine darf ich nicht.«

Draußen vor der Küchentür höre ich die Stimmen meiner Kollegen, die beruhigend auf ihren Vater einwirken. Seine Worte verstehe ich nicht, aber sein Ärger ist nicht zu überhören. Aber ich bleibe in der Küche, ich will hier nicht weg, bevor ich weiß, warum seine Tochter so viel Angst hat.

Plötzlich sprudelt es aus ihr heraus: »Ich kann einfach nicht mehr. Ich habe gar kein Leben. Ich muss alles machen, was mein Vater sagt. Vor zwei Wochen hat er mir verboten, weiter zur Schule zu gehen.«

Sie sei eine gute Schülerin, auf dem Gymnasium in der zwölften Klasse. Biologie und Chemie seien ihre Lieblingsfächer. Wenn sie es sich aussuchen könnte, würde sie Medizin studieren. Aber nun dürfe sie nicht mal mehr das Haus ohne die Begleitung ihres Bruders verlassen. »Ich darf überhaupt nichts. Ich darf keine normale Musik hören. Nur islamische Lieder.«

Ich weiß genau, wovon sie spricht. Eine Tante von mir lebt so, sie ist nach Istanbul gezogen. Nach diesen Wertvorstellungen

ist Fernsehen Sünde, Popmusik ist Sünde, und wenn sie einem Mann in die Augen schaut, dann gilt das erst recht als Sünde. Es ist der strenge Glaube und kein Kind kann sich dem entgegenstellen. Ganz egal, ob die Familie in Istanbul oder in Berlin-Neukölln lebt.

»Und was ist heute passiert, warum hast du uns angerufen?«

»Meine Mutter hat herausgefunden, dass ich Facebook und TikTok auf dem Handy habe. Sie wird es meinem Vater sagen, und dann ...«, sie schluchzt verzweifelt. »Mein Vater wird mich umbringen. Wegen der Schande.«

Sema schaut mich besorgt an. Wir wissen beide, dass das Mädchen tatsächlich in Gefahr sein könnte. Eine Frau darf die Ehre der Familie nicht beschmutzen. Wenn sie es tut, kann das ihren Tod bedeuten. Bei Ehrenmorden geht es oft um Beziehungen. Aber auch dann, wenn ein Mädchen lediglich ein paar Apps auf dem Handy hat, können die Konsequenzen für sie dramatisch sein.

»Wenn du sagst, dass dein Vater dich umbringt, müssen wir dich mitnehmen. Verstehst du?«

»Aber ... Ich kann doch nicht weg«, sagt das Mädchen und schaut uns verzweifelt an.

»Unter diesen Umständen können wir dich nicht hierlassen. Wir bringen dich vorübergehend zum Jugendnotdienst, dann wird das Jugendamt eingeschaltet. Da gibt es Menschen, die dir helfen werden. Wenn du hier wirklich in Gefahr bist, darfst du keinen Kontakt mehr zu deiner Familie haben.«

Sie senkt den Kopf, eine seidige Haarsträhne streift ihre Wange und eine Träne tropft auf den Küchentisch.

Ich weiß, wie groß ihr Kummer in diesem Moment sein muss, und denke daran, wie ich damals von meinen Eltern weggegangen bin – heimlich, um aus der Enge und Strenge auszubrechen. Ich denke daran zurück, wie schwer es mir gefallen ist, weil ich meine

Eltern über alles liebe. Mein Vater hätte mir nie ein Haar gekrümmt, aber ich war neunzehn und habe es nicht mehr ertragen, zu keiner Party gehen zu dürfen. Ich denke an dieses Gefühl, das ich hatte, weil für mich vieles verboten war, was für die Mädchen aus meiner Klasse ganz normal war. Nicht mal einen Freund durfte ich haben. Ich wollte einfach nur dazugehören. Damals hatte ich wirklich Angst, dass Freiheit in meinem Leben bloß ein Wort bleiben würde. Ich verstehe, was in dem Mädchen vorgeht, das mir hier gegenüber sitzt, und ich lese in Semas Gesicht, dass auch sie mitfühlt.

»Mein Vater will mich verheiraten, aber dann habe ich einen Ehemann, den ich nicht liebe und alles ist genauso wie jetzt. Ich werde kein eigenes Leben haben, und ich werde nie glücklich sein. Dann bin ich zwar weg von meinen Eltern, aber was bringt mir das, wenn ich tun muss, was mein Mann sagt?«

Auch diese Gedanken kann ich nachvollziehen. So wie es momentan aussieht, werden wir das Mädchen mitnehmen müssen. Die Situation in der Wohnung lässt sich ausgesprochen schwer einschätzen.

»Was wird passieren, wenn du bleibst?«

»Ich weiß es nicht, ich habe solche Angst.«

»Und wenn wir dich mitnehmen?«

»Mein Vater wird ausrasten. Mein Bruder auch.«

Ich muss gar nicht mit meiner Kollegin reden, ein Blick genügt und ich weiß, dass wir dasselbe denken. Das Mädchen ist total verängstigt und kann ihr Problem nicht allein lösen. Damit steht unsere Entscheidung fest, wir werden sie mitnehmen und müssen darauf vorbereitet sein, dass Vater und Bruder sich dem widersetzen werden. Sema nickt mir zu und informiert die Kollegen im Flur. Wir fordern Verstärkung an. Fünf Minuten später trifft eine weitere Funkwagenbesatzung ein. »Meine Tochter, meine Tochter!«,

schreit die Mutter verzweifelt. Dann wirft sie sich auf die Knie und umklammert die Beine der Siebzehnjährigen.

Die Tür des Kinderzimmers geht auf und zwei Mädchengesichter schauen mit erschrockenen Augen dabei zu, was vor sich geht. Die beiden Kleinen sind höchstens sechs Jahre alt.

»Abla, geh nicht, bitte geh nicht!« Die kleinen Schwestern weinen bitterlich und flüchten sich in die Arme ihrer Mutter. Der Vater möchte zu seiner großen Tochter, er macht einen Schritt auf uns zu, aber das können wir nicht riskieren und die Kollegen müssen ihn zurückhalten.

Ich sehe, dass auch er weint. Ich bin überrascht: Er ist nicht wütend, sondern tieftraurig. Seine Tochter, die er liebt, die jahrelang getan hat, was er von ihr verlangte, hat die Polizei gerufen. Seine Tochter ist bereit, der Familie den Rücken zu kehren. Diese Erkenntnis scheint in diesen Sekunden einzusickern. Ich kann ihm ansehen, wie groß der Schmerz ist.

Das Mädchen, ihre kleinen Schwestern und ihre Mutter umklammern einander schluchzend. Ich fühle mit dieser Familie, das Ganze ist ein furchtbares emotionales Chaos. Die Tradition von Generationen löscht man nicht mit einem Gespräch aus.

Wir reden mit dem Vater, der Mutter, dem Mädchen und schließlich vereinbaren wir, dass das Mädchen kurzfristig mit zum Jugendnotdienst kommt. Dann soll in Ruhe entschieden werden, wie es weitergeht.

Im Streifenwagen sitze ich neben ihr und spüre, dass sie wieder zittert. Wir fahren zum Polizeiabschnitt. Hier in Berlin ist das die Bezeichnung für eine Dienststelle, die man woanders Polizeiinspektion nennen würde. Ich nehme das Mädchen mit in einen separaten Raum, damit wir ein bisschen Ruhe haben. Ein Kollege kümmert sich um die Schreibearbeit und tätigt ein paar Anrufe, bevor wir uns wieder in den Wagen setzen und weiter zum Jugend-

notdienst fahren. Es ist kurz nach vier am Nachmittag. Mein letzter Tagesdienst in dieser Woche, morgen habe ich Nachtschicht.

Vor uns an der Ampel röhrt ein aufgemotzter weißer AMG-Mercedes. Die Gehwege sind voller Menschen. Ein hippes junges Pärchen geht Hand in Hand vorbei an ein paar Frauen mit Kopftüchern, die Einkäufe und quengelnde Kinder nach Hause tragen. An einer Fassade voller Plakate und Graffiti lehnt mit halb geschlossenen Lidern ein Obdachloser, dem gleich die leere Wodkaflasche aus den Fingern gleitet. Wir fahren vorbei an Handyläden und einem leerstehenden Gebäude, dessen riesige Fensterfronten jetzt mit dunkler Folie verklebt sind. Am Platz vor dem Rathaus, wo wie jeden Tag Männer in Grüppchen zusammensitzen, schießen ein paar Touristinnen und Touristen Fotos.

Das Mädchen neben mir schaut aus dem Fenster, und ich bin mir nicht sicher, ob sie überhaupt etwas von dem Neuköllner Mischmasch wahrnimmt, der dieses Viertel so besonders macht. Sie sieht erschöpft aus, aber das Zittern hat aufgehört.

»Ich glaube, ich habe das Richtige getan«, sagt sie leise. »Danke, dass ihr mir geholfen habt. Ohne euch hätte ich das nicht geschafft.«

Ich lächle sie an. Ich bin froh, dass sie sich mit ihrer Entscheidung wohlfühlt. Zumindest in diesem Moment. Wie es am nächsten Tag weitergeht, weiß niemand.

»Schau mal, das ist meine Dienst-E-Mail«, sage ich. »Schreib mir, wenn du Fragen hast oder irgendein Problem, ja?« Das biete ich nicht sehr oft an, denn wir haben so viel zu tun, dass es einfach nicht möglich ist, persönlichen Kontakt zu halten. Wir sind Schutzpolizistinnen und -polizisten, wir sind häufig mit dem Funkstreifenwagen im Einsatz. Bei manchen Einsätzen ist höchste Eile geboten. In diesen Fällen fahren wir mit eingeschaltetem Blaulicht und Martinshorn zum Einsatzort. Immer wieder haben wir

mit unterschiedlichen Menschen zu tun. Wir sehen sie nur für Momente oder für wenige Stunden. Was danach mit ihnen passiert, erfahren wir häufig nicht. Aber ich möchte, dass dieses Mädchen weiß, dass da jemand ist, an den sie sich wenden kann, wenn sie nicht weiterweiß.

Beim Jugendnotdienst öffnet uns ein älterer Herr und nimmt das Mädchen freundlich in Empfang. Sie wird hungrig und müde sein und er wird sich um sie kümmern. Mein Kollege und ich bleiben stehen, bis die Tür hinter den beiden ins Schloss gefallen ist.

Zurück auf dem Abschnitt wartet auf uns die Schreibearbeit, die nicht liegen bleiben sollte. An manchen Tagen sitze ich Stunden am Computer, manchmal nur Minuten, manchmal ist gar nichts zu schreiben. Man weiß nie, was die Einsätze erfordern.

»Du hattest die Situation gut im Griff, Lana«, lobt Ferhat. »Wie du mit ihr gesprochen hast! Zu meiner Tochter dürftest du nicht kommen. Die muss religiös aufwachsen.« Er zwinkert mir zu. Wir lachen. Alle wissen, dass er niemals so streng mit seinen Kindern wäre.

»Wie hast du es hingekriegt, dass das Mädchen am Ende mitgekommen ist?«, fragt Tobias.

»Ich habe ihr erzählt, wie das bei mir war, als ich in ihrem Alter war. Dass auch ich meine Eltern verlassen musste.«

Tobias sieht mich erstaunt an. Wir kennen uns noch nicht so lange, er weiß nur, dass ich aus Aserbaidschan komme, viel mehr nicht, und ich sehe ihm an, dass er auf einmal ganz viele Fragen hat.

»War es bei dir echt genauso?«

»Nicht ganz«, sage ich. »Aber meine Eltern waren auch streng, und irgendwann habe ich es da nicht mehr ausgehalten.«

1 DAS GELOBTE LAND

Als ich nach Deutschland kam, war ich gerade fünfzehn Jahre alt geworden. Es war ein strahlender Tag, an dem ich meine Heimat verließ. Das blauweiß lackierte Flugzeug schimmerte in der Sonne. Die Luft war klar und trocken, der Himmel überirdisch blau. Ich war furchtbar aufgeregt. Die erste Flugreise meines Lebens, bisher waren wir in den Ferien immer nur mit dem Bus an den Strand gefahren, zu den Wellen des Kaspischen Meeres, das nur eine Viertelstunde von unserem zu Hause entfernt lag.

Meine Mutter, meine Schwester Sevana und ich standen auf dem Rollfeld und warteten darauf, dass sich die vielen Beine vor uns die Gangway hochschoben. Sevana war sechzehn. Wir hatten uns Highheels angezogen und zu unseren Röcken Oberteile aus Samt – fein gemacht wie für eine Hochzeit, doch wir waren auf dem Weg nach Deutschland, weil unsere Mutter krank war. So krank, dass sie hier in Baku sterben würde.

»Ihr müsst jetzt für sie da sein«, hatte mein Vater gesagt, als wir uns verabschiedet haben. »In Berlin gibt es gute Ärzte, die werden ihr helfen.«

Nachdem der Zustand meiner Mutter wenige Wochen vor der Abreise erneut so dramatisch gewesen war, dass sie auf die Intensivstation verlegt werden musste, hatten meine Eltern die Entscheidung getroffen, dass meine Mutter nach Deutschland reisen müsse. Da gab es eine Bekannte, die uns besucht hatte. Eine Aser-

baidshcherin, die schon in jungen Jahren nach Deutschland ausgewandert war. Sie hatte versprochen, meinen Eltern zu helfen. Alles, was sie von diesem Land erzählte, klang unheimlich verlockend. Es gäbe Menschen, die nicht arbeiteten, aber ordentlich Geld von der Regierung bekämen. Die, die arbeiten, würden außerordentlich gut verdienen. Es gäbe hervorragende Schulen. Genauso die Krankenhäuser, und Ärztinnen und Ärzte behandelten jeden, egal ob arm oder reich. Sie sprach von einem Gesundheitssystem, das die Kosten übernehme. Niemand in Deutschland müsse seinen letzten Cent für Behandlungen opfern. Dort könnte meine Mutter vielleicht geheilt werden. Und mein Vater müsste nicht mehr jeden Arztbesuch, jeden Krankenhausaufenthalt teuer bezahlen, wie es hier in Baku der Fall war, seitdem ich denken kann. Das war unsere Hoffnung.

Im Flugzeug war es angenehm kühl. Es roch nach Kunststoff und Parfüm. Eine Stewardess mit perfektem Make-up begrüßte uns lächelnd. Ich fand sie unglaublich elegant. Sie sah für mich nach großer weiter Welt aus. Es fühlte sich prickelnd an, aber nur für einen Moment. Dann stöhnte meine Mutter leise auf. »Ich muss mich setzen«, und sofort hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil ich kurz nicht auf sie geachtet hatte.

»Gleich, Mama«, sagte ich und führte sie zu dem Sitz, auf den die Stewardess wies.

Meine Mutter hat Diabetes. Früher hatte sie als Krankenschwester gearbeitet, aber das konnte sie seit Jahren nicht mehr tun. Meine Schwester und ich wussten, dass meine Mutter Zuckerlösung trinken sollte, wenn sie sich schlecht fühlte. Wie viel, wussten wir jedoch nicht. Es gab in Baku keine Messgeräte, mit denen Mama zu Hause oder unterwegs feststellen konnte, wie hoch ihr Blutzucker war. Jedes Mal, wenn sie ihren Zucker messen wollte, musste sie zum Arzt oder ins Krankenhaus fahren. Durch die Krankheit sind

ihre Augen über die Jahre immer schlechter geworden. Meine Mutter wusste, wenn sie leben wollte, musste sie endlich eine vernünftige medizinische Behandlung bekommen. Das war ihr vollkommen klar, sie hatte schließlich selbst eine medizinische Ausbildung.

Mein Vater blieb in Baku zurück, um zu arbeiten. Also war die Entscheidung gefallen, dass meine Schwester und ich gemeinsam mit Mama nach Deutschland gehen sollten. Es zählte nicht, dass wir unsere Freundinnen und Freunde und die vielen Cousinen und Cousins zurücklassen mussten. Alleine würde meine Mutter es nicht schaffen.

Mein Vater war Goldschmied und in Aserbaidschan war das ein sehr guter Beruf, schließlich wurde sehr viel geheiratet. Zur Tradition zählt dabei, dass die Gäste dem Brautpaar Goldschmuck schenken. Mein Vater hatte also ein sicheres Einkommen, es würde reichen, dachten wir; wir ahnten damals alle nicht, was uns in Deutschland wirklich erwarten würde. Die Versprechungen der Bekannten hielten meine Eltern allerdings damals schon für übertrieben.

»In Deutschland ist alles viel teurer«, hatte meine Mutter prophezeit, als wir unsere Koffer gepackt haben. »Wir werden da nichts mehr kaufen können.«

Nach sieben Stunden und einem Zwischenstopp in Istanbul stiegen wir in Berlin aus dem Flugzeug. Der Flughafen kam mir kleiner vor als der in Baku, der Himmel grauer, aber immerhin war es auch hier warm. Als wir das Flughafengebäude durch die Glas-türen verließen, sah sich meine Mutter suchend um. Die Bekannte hatte versprochen, uns abzuholen. Es wimmelte von hektischen Männern in grauen Anzügen, die ihre Rollkoffer zu hellgelben Taxis zogen. Eine Frau stieg aus einem schwarzen Mercedes und winkte uns zu.

»Hallo, hier bin ich!« Unsere Abholerin Leyla. In einem eigenen Auto, und noch dazu einem Mercedes! In Baku sah man nie Frauen am Steuer. Ihr Wagen hatte sogar eine Klimaanlage. Meine Schwester und ich kniffen uns vor Freude gegenseitig in die Arme, während wir über eine Autobahn glitten wie auf Schienen, an wirklich modernen und schönen Häusern vorbeifuhren und schließlich in eine Allee einbogen, die von Villen und Bäumen gesäumt war. Das hier ist also Berlin, dachte ich. Was für eine Stadt.

»Willkommen im Grunewald«, sagte unsere Bekannte, lächelte und öffnete die Tür ihrer Wohnung.

Alles war großzügig und hell. Ihre beiden Töchter waren jünger als wir, vielleicht acht und zehn, aber sie trugen Markenjeans und hatten riesige Kinderzimmer mit Unmengen an Spielzeug. An den Wänden hingen Poster. So etwas hatten wir in Baku gar nicht. Ich musste an die kargen Wände unserer alten Wohnung denken, an den hellblauen Teddy, der so ziemlich mein einziges Spielzeug war. Wow, dachte ich. Wow. Hier war wirklich alles anders. Wir waren im gelobten Land angekommen.

»Heute melden wir euch bei der Schule an«, kündigte unsere Gastgeberin eines Morgens an. »Und dann zieht ihr in eure neue Wohnung. Ich habe was in Zehlendorf für euch gefunden.«

Wir hatten keine Ahnung, wo Zehlendorf sein könnte, wir waren schließlich erst ein paar Tage in der Stadt. Außerdem hatten wir keine Möbel, aber sie versprach, uns welche zu besorgen. Für ein bisschen Geld, sie würde tun, was sie könne. »Ihr braucht ja alles!«, seufzte sie, und es klang, als würde das ein Vermögen kosten.